

Sollbruchstellen

Flucht Kommt nach dem Abitur ein Leben? „Das freiwillige Jahr“ erzählt vom Freistrampeln und weiß selber nicht recht, wohin

■ Frank Schirmer

Der Minimalismus war einst das wichtigste Merkmal der sogenannten Berliner Schule, wie die lose Gruppe von Filmemachern rund um die Berliner dffb in den Jahren vor und nach der Jahrtausendwende bezeichnet wurde. In ihrer Ästhetik der weitgehenden Reduktion der filmischen Mittel drückte sich Kritikern zufolge die wachsende Verunsicherung einer gutbürgerlichen (westdeutschen) Mittelschicht und deren Abstiegsängste aus. Gesellschaftliche Alternativen boten sie jedoch nicht an. Beim Publikum fielen diese oft als seltsam blutleer und leblos empfundenen Filme meist durch, häufig durchaus zu Unrecht.

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen, und Ulrich Köhler und Henner Winckler, die beide jeweils Klassiker der „Berliner Schule“ schufen, haben sich erkennbar von ihren Anfängen emanzipiert. Köhler wurde 2002 mit *Bungalow* bekannt, einer sehr lakonischen Studie über Entfremdung, Orientierungslosigkeit und Sinnsuche. Formal und erzählerisch sehr viel lebendiger erwies sich sein letzter Film *In My Room* von 2018. Leider krankte die Story um einen schlaffen Großstädter, der sich plötzlich als letzter Überlebender in einer menschenleeren Welt wiederfindet und sich mannhaft behauptet, ja neuen Lebenssinn entdeckt, an einem nicht zu Ende gedachten Drehbuch. In seinem Blut- und Boden-Existenzialismus bot der Film gar eine mögliche Projektionsfläche für neurechte Siedlerfantasien, was vom Regisseur gewiss unbeabsichtigt war, aber heutzutage eben mitgedacht werden muss.

In ähnlicher Tonlage erzählte Henner Winckler 2002 in seinem Debütfilm *Klassenfahrt* auf sehr reduzierte Weise (siehe oben) von den Nöten des Erwachsenwerdens und bewies sein Geschick im Umgang mit jugendlichen Laiendarstellern



Schlüpfriß kommt von Schlüpfen, oder?

noch einmal in *Lucy* (2006). Seither arbeitet Winckler vor allem als Dozent an Filmhochschulen.

Für *Das freiwillige Jahr* haben sich beide zusammengetan, gemeinsam das Buch geschrieben und Regie geführt. Anders als ihre früheren Filme, die stets auch eine Feier der Langsamkeit waren, legt *Das freiwillige Jahr* gleich zu Beginn ein hohes Tempo vor: Die 18-jährige Jette ist mit ihrem Vater auf dem Weg zum Flughafen für ein Auslandsjahr in Costa Rica, wie man das halt so macht nach dem Abitur. Aber will sie das überhaupt? Das elterliche Nest, die Heimat und ihren Freund verlassen? Oder folgt sie eher dem Druck ihres alleinerziehenden Vaters, der seine Tochter davor bewahren will, in der Provinz hängenzubleiben, so wie er selbst? Am Ende der rasanten ersten halben Stunde des Films sitzt Jette auf je-

den Fall nicht im Flugzeug, sondern ist mit ihrem Freund im elterlichen VW-Bus auf der Flucht vor eben diesen.

Jette hat eine eigene Entscheidung getroffen – ob es die richtige war, scheint fraglich, und schon nach der folgenden romantischen Nacht läuft sie erneut davon, diesmal vor dem Freund.

So echt, als wären's Laien

Der Film erzählt vom Erwachsenwerden und den damit verbundenen Abnahlungsprozessen. Jette muss sich von ihrer Jugendliebe abnabeln, um ihren eigenen Weg zu gehen, aber auch von ihrem Vater, der seine Verlustangst hinter Überfürsorglichkeit versteckt. So weit, so bekannt; das Coming-of-Age-Genre erfinden die Regisseure nicht neu. Die Stärke des Films liegt

jedoch in der Glaubwürdigkeit der handelnden Personen. Wie nur wenigen Kollegen gelingt es dem Regisseur-Duo, den Darstellern ihre eigene Sprache zu belassen, die Figuren ernst zu nehmen und eine geradezu dokumentarische Authentizität zu erzeugen.

So subtil, genau und echt sind die Dialoge, Gesten, Blicke der beiden Jugendlichen, dass man glauben könnte, Laien dabei zuzusehen, wie sie sich selbst spielen. Aber Maj-Britt Klenke als Jette und Thomas Schubert als ihr Freund Mario sind natürlich richtige Schauspieler, die hervorragend geführt werden. Wie in der Liebesnacht im Bus nach der Flucht in scheinbar nebensächlichen, zeichenhaften Momenten die Sollbruchstellen ihrer Beziehung sichtbar werden, die dann später tatsächlich zum Bruch führen, ist filigrane Schau-

spielerarbeit. Es ist ein Vergnügen, den Darstellern bei ihrem Spiel zu folgen, auch wenn die behandelten Konflikte eher nicht das Potenzial haben, die Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Und vielleicht ist genau das letztlich das Problem des Films. Nach einem furiosen Auftakt und der Hälfte der Laufzeit ist das Wichtigste eigentlich erzählt. Eine richtig

Will Jette wirklich nach Costa Rica? Oder folgt sie nur dem Druck des Vaters?

zündende Idee für den Fortgang der Handlung fehlt, und so wird der Grundkonflikt – Bleiben oder Weggehen – noch einmal von verschiedenen Seiten beleuchtet, bis der Film in ein etwas unverständliches Finale mündet.

Das liegt daran, dass sich *Das freiwillige Jahr* nicht wirklich für eine Perspektive entscheiden kann, aus der heraus der Film seine Geschichte erzählt. Diese fehlende Fokussierung lässt das Interesse schleichend erlahmen. Das ist schade, denn natürlich ist es richtig und wichtig, auch solche scheinbar banalen und „kleinen“ Geschichten zu erzählen und im Kino zu finden. Aber die Dringlichkeit, warum diese Geschichte genau so und im Kino erzählt werden muss, will sich nicht recht erschließen. Das Kino als Ort steht angesichts der vielen Streaming-Plattformen und hoher Eintrittspreise zunehmend unter Rechtfertigungsdruck. Gewinnen lässt sich das Publikum nur mit elaborierten Geschichten, die erzählerisch überzeugen und eben jenen gewissen Gefühlssoß erzeugen, der in der Gemeinschaft eines Kinosaals zum besonderen Erlebnis wird.

Das freiwillige Jahr
Ulrich Köhler, Henner Winckler
Deutschland 2019, 86 Minuten

Was läuft Jenni Zylka macht sich Sorgen um „Batwoman“ und ihre lieben Verwandten

Familienaufstellung

Man hatte sich ja schon immer ein bisschen um Batmans Familie gesorgt. Denn die stand vor allem für Traumata – seine Eltern starben, als er noch ein Kind war, das Geld machte ihn nicht glücklich, und dass der düstere Capeträger die einzige verlässliche Beziehung im Leben zu seinem Butler Alfred aufbaute, hatte, wenn man so will, ein klein wenig etwas von den Geschichten über einsame Frauen mit Katzen.

Aber die Kanes müssen auch ein paar einigermaßen durchwachsene Familienfeiern hingelegt haben. Batman hat nämlich eine Cousine namens Kate (Rube Bee), Tochter von Jacob Kane (Dougray Scott), und ihrerseits ausreichend traumatisiert für eine ganze Spin-off-Serienstaffel: Kates Mutter sowie Kates zweieiige Zwillingsschwester Beth (Rachel Skarsten) kamen vermeintlich beide bei einem Autounfall ums Leben, bei dem, und das erhöht die Trauma-Anzahl in der Kane'schen Familiensaga noch mal, Batman sogar eingeschritten war, um alle zu retten – allein, er hatte nicht mit der Auto-blech-Materialermüdung gerechnet und sich zu früh vom Acker gemacht. Kates Schwester und Mutter ertranken, nachdem der von Batman eigentlich gesicherte Wagen von einer Brücke fiel, Kate konnte sich als Einzige retten, Bets Körper wurde nie gefunden. Und da Batman gegenüber der eigenen Familie nie sein Doppelleben preisgab, musste er fortan mit einem weiteren Tiefschlag leben.

Spoiler!
Anteil: 11%

Diese Prämisse gäbe eine prächtige Familienaufstellung ab – wer gibt wem welche Schuld an welchem Ereignis, und so weiter. Serienmacherin und *Vampire-Diaries*-Autorin Caroline Dries hat sich bei ihrer Adaption der Comicvorlage jedoch für Action entschieden und legt zudem ihren Fokus auf die vielen verwirrenden psychologischen Aspekte. Und das hört nicht bei den Blutsverwandten auf: Zusätzlich problematisch ist, dass Kate nach einer mehrjährigen Superheldenausbildungsreise (die natürlich nicht so heißt) nach Gotham zurückkehrt, weil ihre Exfreundin Sophie (Meagan Tandy) entführt worden ist. Was wiederum nur passieren konnte, weil Batman Gotham seit drei Jahren den Rücken gekehrt hat. So schwierig es ist, die Exfreundin zu retten – dass diese auch noch in der Zwischenzeit geheiratet hat, einen Mann übrigens, macht es nicht leichter. Das letzte Kaninchen, das, und wir sind immer noch ganz am Anfang der Staffel, aus dem Hut gezogen wird, ist, dass Beth gar nicht wirklich tot ist! Sie lebt – und terrorisiert mit weißer Perücke, abgekribbeltem Nagellack und einer maskierten Massakriererbande namens Wonderland Gotham! OMG. Vielleicht sollte der systemische Familientherapeut sich den Auftrag noch mal überlegen.

Gothams neue Hoffnung *Batwoman* (wie zu erwarten war, schnappt und schneidet Kate schnell den ollen Gummianzug ihres absenten Cousins um und bezieht seinen Herrensalon) wirkt also ein wenig wie ein

„Love Child“ zwischen einer figuren- und einer actionbestimmten Serie. Mal geht es um Kates Gefühle und ihre Enttäuschung darüber, dass ihre Freundin sie auf der Militärakademie verließ, anstatt zur lesbischen Liebe zu stehen. Und mal prügelt sich Kate elegant durch dunkle Straßenschluchten und saust an der eingebauten Bat-Seilbahn in den Nachthimmel. Über der gesamten Story schwebt wie ein Menetekel der Aschenputtel-Appeal – denn auch mit der Stiefschwester, die nur auf den ersten Blick nach tussiger Influencerin riecht, und der Stiefmutter bahnt sich etwas an.

Schade ist, dass all diese rechtschaffen ungläubwürdigen (schließlich sind wir im DC-Arrowverse und nicht in der Realität!) Ideen, Figuren und Plots, all diese selbstbewusste Diversität in sämtlichen Bereichen, all diese kundigen Schauspieler*innen (zuvorderst die konsequent ironische Ruby Rose und der schön ambivalente Dougray Scott) nicht interessant inszeniert, nicht spannend zusammengesetzt werden. Stattdessen gerät der psychologische Handlungsstrang oft abern, der actiongeladene routiniert, aber wenig überraschend. Da hatte sogar der große Schweiger Batman persönlich mehr zu bieten – Humor in den frühen Verfilmungen, psychologische Abgründe in den späteren. Und dass Gotham gar nicht mehr aussieht wie der dystopische Moloch Gotham, sondern – neue*r Bürgermeister*in? Gentrifizierung? Bombenkrieg mit blitzschnellem Wiederaufbau? – wie jede nordamerikanische Großstadt, ist eine städtebauliche Enttäuschung. Wir sind hier doch nicht in Seattle, Kate.



ANZEIGE